

# DAS WELTBILD DES HUAI-NAN-TZE. EIN BEITRAG ZUR ETHNOGRAPHIE UND KULTURGESCHICHTE DES ALTEN CHINA. Von EDUARD ERKES.

In der ältesten Zeit, bis zu der wir die geographischen Kenntnisse der Chinesen zurückverfolgen können, dachte man sich die Erde als eine viereckige Scheibe. Ihren Mittelpunkt bildete die bekannte Kulturwelt, deren Begriff sich noch mit dem des chinesischen Reiches deckte. Ringsumher wohnten die „vier Barbarenstämme“, die Man, I, Iung und Tih<sup>1</sup>, und das Ganze begrenzten die vier Meere<sup>2</sup>.

Die ältesten geographischen Werke der chinesischen Literatur, das um 2200 v. Chr. entstandene Yü-kung<sup>3</sup> und das in seinen ersten fünf Büchern wenig jüngere Shan-hai-king<sup>4</sup> lassen im einzelnen die engen Grenzen verfolgen, die das Weltbild

---

<sup>1</sup> Die vielen Unterabteilungen, in die jeder dieser „Stämme“ zerfällt, zeigen, daß hier nicht an ethnische, sondern an geographische, vielleicht auch an politische Einheiten zu denken ist.

<sup>2</sup> Es ist rätselhaft, woran man für die älteste Zeit bei diesen vier Meeren denken soll. Das Ostmeer ergibt sich natürlich ohne weiteres; aber bei dem Südmeer ließe sich höchstens an einen der großen Seen Mittelchinas, etwa den Tung-ting-See, denken. Unter dem Nordmeer scheint man ursprünglich den Golf von Shantung verstanden zu haben, wie noch bei Meng-tze I, 1, VII, 11 aus dessen Zusammenstellung mit dem Ostberge T'ai-shan hervorgehen dürfte. In der Han-Zeit wurde der Name auf den Baikäl übertragen; cf. Ts'ien-Han-shu c. 54 (Li Kuang-chuan). Vielleicht soll peh-hai (alt pek-hai) hier eine Transkription des Namens Baikäl sein und zugleich, wie es bei chinesischen Transkriptionen gewöhnlich der Fall ist, auch dessen Übersetzung geben (Baikäl bedeutet im Jakutischen „Meer“; Bastian, Reisen in China, S. 225). Das Westmeer ist am schwierigsten zu erklären. Mit dem Lop-nor oder einem andern großen See Zentralasiens sind die Chinesen im hohen Altertum wohl kaum schon bekannt gewesen. Sollte etwa hier eine Reminiszenz aus der fernen Urzeit vorliegen, da das gesamte Becken westlich von China noch ein Meer bildete?

<sup>3</sup> Über Alter und Bedeutung des Yü-kung vgl. Conrady, China (Pflugk-Harttungs Weltgeschichte Bd. III), S. 481 und 524 ff.

<sup>4</sup> Nach Fertigstellung dieser Arbeit kam mir: Laufer, Ethnographische Sagen der Chinesen (Festschrift für Kuhn, S. 199—210) zu Gesicht. Darin finde ich auf S. 203 folgende Würdigung des Shan-hai-king: „... daß diese merkwürdige Kosmographie nicht das fabelhafte Altertum beanspruchen kann, das ihr chinesische Gelehrte und in ihrem Banne befangene europäische Sinologen zuschreiben; in der uns vorliegenden Textgestalt ist das Buch zur Han-Zeit redigiert worden und hat, was die Wundervölker betrifft, starke Einflüsse vom Hellenismus erfahren. Wenn die Chinesen und Sinologen an dem Versuch gescheitert sind, seinen Inhalt und sein

Ostasiatisches Zeitschrift, 5 (1916)

pp. 27-28, figs. 1-13

des hohen Altertums umschlossen. Genau bekannt war damals eigentlich nur die alte Urheimat der Chinesen, Honan und Süd-Shansi, mit den unmittelbar angrenzenden Teilen der heutigen Provinzen Chihli, Shantung, Shensi und Szech'uan. Weiter war man nur noch über einzelne Landstriche orientiert, in denen wir wohl vorgeschobene Kolonien oder auch Handelsgebiete zu sehen haben. Dann aber verschwimmen die Außengrenzen ins Unbestimmte. Der Gesichtskreis der Chinesen umfaßte im Anfang der Hia-Zeit also kaum mehr als das heutige Nord- und Mittelchina. Das

Wesen zu deuten, so liegt dies daran, daß ihnen die Zusammenhänge fremd geblieben sind; nach meiner Auffassung ist das Schan hai king nur aus dem Hellenismus zu erklären und geradezu als hellenistisches Produkt aufzufassen.<sup>5</sup> Hierzu ist zu bemerken: Das Shan-hai-king besteht, was der chinesischen wie auch der europäischen Kritik wohlbekannt ist, aus zwei nach Sprache und Inhalt völlig verschiedenen Teilen. Die ersten 5 Bücher sind vorklassisch und umfassen ein geographisches Areal, das ungefähr dem des Yü-kung gleichkommt. Sie gehören also etwa derselben Zeit an, und es besteht kein Grund, die alte Überlieferung, nach der sie den Kommentar zu den Yü zugeschriebenen Landkarten der Hia-Zeit bildeten, in Zweifel zu ziehen. Anders steht es mit den letzten Büchern, deren Stil ganz verschieden ist und deren Inhalt gleichfalls erst einer viel späteren Zeit angehören kann. So erscheint darin eine Reihe Völker, die erst um die Wende des 4. bis 3. Jhdts. v. Chr. in den Gesichtskreis der Chinesen traten, wie die Hiung-nu (10, 2b), Yüeh-chi (13, 1a), Tung-hu (11, 2a) und Si-hu (13, 1a). Conrady setzt daher (Beiträge zu Wassiljew, Die Erschließung Chinas, deutsch von R. Stübe, S. 160 Anm.) die Abfassung der späteren Partien des Shan-hai-king ungefähr in diese Zeit. Viel später kann sie nicht angenommen werden, da Huai-nan-tze das Werk schon in seiner heutigen Gestalt gekannt haben muß (s. u.). Auf eben diese Epoche weisen nun auch die fremden Einflüsse im Shan-hai-king, die Laufer richtig hervorhebt, deren Quelle er aber an falschem Orte sucht. Daß sich im Shan-hai-king auch Griechisches findet, ist wohl möglich und auch schon vor Laufer bemerkt worden (s. u. Anm. 237). Aber die Hauptmasse der fremden Sagen und Märchen stammt unzweifelhaft aus Indien und ist von dort sowohl Chinesen wie Griechen zugekommen, wie Conrady dies in seinem im folgenden öfters angeführten grundlegenden Aufsatz „Indischer Einfluß in China im 4. Jahrhundert v. Chr.“ (ZDMG LX, S. 335—351, bes. S. 344/345) gezeigt hat.

Übrigens muß man sich sehr hüten, nun gleich die ganze Ethnographie des Shan-hai-king in Bausch und Bogen für eine exotische Phantasie erklären zu wollen. Abgesehen davon, daß auch eine ganze Reihe geschichtlicher Völker darin auftritt (vgl. o.), können doch auch die fremden Sagen zuweilen an wirkliche Verhältnisse angeknüpft haben. So ist mir nicht ersichtlich, warum sich zum Beispiel die indische Pygmäensage nicht an ein wirkliches Zwergvolk, deren es ja in Westchina bis heute gibt, geheftet haben sollte, oder warum die Chinesen nicht die Amazonensage auf einen der vielen mutterrechtlich organisierten Tibeterstämme bezogen haben könnten. Ebensogut könnte sich auch zum Beispiel die Sage vom Riesenreich im Osten aus der Bekanntschaft mit den hochgewachsenen Tih-Stämmen Liao-tungs (s. Anm. 226) oder die vom haarigen Volk aus der Kenntnis eines Ainustamms (s. Anm. 230) entwickelt haben. Übermäßiger Skeptizismus dürfte hier ebensowenig angebracht sein wie Kritiklosigkeit.

war 天下 T'ien-hia, „das unter dem Himmel Befindliche“, Reich und Welt in einem. Die langsame Expansion Chinas unter den Shang und noch mehr unter den Chou hat dann die Grenzen des Reiches weiter und weiter hinausgeschoben und mit der Handels- und Einflußsphäre den geographischen Gesichtskreis der Chinesen zusehends erweitert. Schon die im Chou-li<sup>6</sup> aufgezeichnete Provinzenteilung der Chou zeigt, daß China um 1100 v. Chr. bereits annähernd seinen heutigen Umfang, den äußersten Süden und Südwesten abgerechnet, erreicht hatte, wenn auch wohl ein erheblicher Teil dieses Gebietes nur nominell chinesisch gewesen sein mag. Im Laufe des ersten vorchristlichen Jahrtausends hat sich dann die chinesische Macht-sphäre immer weiter ausgedehnt, bis China unter Shi-huang-ti, Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr., seine natürlichen Grenzen erreichte, über die es erst in den letzten Jahrhunderten dauernd hinausgewachsen ist.

Der Handel, der den politischen Beziehungen ja stets vorausseilt und gewöhnlich der erste Träger kultureller Befruchtung zu sein pflegt, hat auch für China augenscheinlich die ersten Beziehungen zu fremden Kulturvölkern angebahnt. Während wir erst zur Han-Zeit etwas von offiziellen Beziehungen Chinas zu den Kulturländern des Westens, zu Indien und dem griechischen Vorderasien, vernehmen, tritt in Literatur und Kunst nicht minder wie auf andern Gebieten des geistigen Lebens indischer und wohl auch griechischer Einfluß schon weit früher zutage<sup>6</sup>. Dichtung und Philosophie, Kunst und Wissenschaft zeigen im 4. und 3. vorchristlichen Jahrhundert — und vielleicht schon früher — unverkennbar einen starken Einschlag indischen Geistes, der auf enge Beziehungen zu Indien schließen läßt. Der Strom fremder Gedanken, der damals über China hereinbrach, und die ungeahnte Perspektive, die die Bekanntschaft mit einer neuen Welt aufturn mußte, hat auf Weltanschauung und Weltvorstellung der Chinesen wahrhaft umwälzend gewirkt und das alte Weltbild aufs gewaltigste erweitert und verändert. Freilich verdrängt hat er es keineswegs. Vielmehr hat sich der Grundgedanke der urzeitlichen Kosmoslehre — China das zentrale und dominierende Land der ganzen Welt — bis auf den heutigen Tag fast ungeschwächt behauptet.

Der erste Name, an den die Formulierung und Propaganda der indischen Kosmologie anknüpft, ist der des Tsou Yen 騶衍 (um 300 v. Chr.). Von seiner Lehre sind im Shi-ki einige Andeutungen überliefert<sup>7</sup>. Danach sollte China den Namen 赤縣神州 Ch'ih-hien Shen-chou, „Rotland, die Geisterprovinz (oder Insel)“ führen und nur den einundachtzigsten Teil der gesamten Welt bilden. Es sei rings vom Meere umschlossen, so daß zwischen ihm und den Nachbarinseln kein Verkehr

<sup>5</sup> Chou-li 33, 3—58 (Biot II, 264—278).

<sup>6</sup> S. Conrady, Indischer Einfluß in China.

<sup>7</sup> Shi-ki 74, 1a (Meng-tze-chuan). Vgl. MH I, Einl. S. 144 und 167. S. a. Lun-heng c. 19 (Forke, The Lun-heng I, 253).

stattfinden könne. Die übrigen Teile der Welt seien ebenso vom Meere umgeben und ihre Gesamtheit wieder von einem Ozean, der die Grenze der Welt darstelle.

Nicht allein weist diese riesenhafte Ausgestaltung des alten Weltbildes auf Bekanntheit mit einer andern als ebenbürtig erkannten Kultur hin; auch das System des Tsou Yen selbst verrät fremde Herkunft. Es ist, wie Conrady gezeigt hat<sup>8</sup>, nichts weiter als die Übertragung der indischen Dvipatheorie auf chinesische Verhältnisse. Leider ist von seinem Lehrgebäude außer dem Grundgedanken nichts überliefert; denn Tsou Yens eigenes großes Werk „von über 100 000 Schriftzeichen“ ist uns verloren. Auch wissen wir nicht, inwiefern er Schule gemacht hat; denn von Werken, die unmittelbar an ihn anknüpften, ist ebensowenig etwas erhalten. Daß sein Wirken aber keine bloße Episode geblieben ist, zeigen die Spuren, die es in der gleichzeitigen und späteren Literatur namentlich der ja auch sonst von indischen Gedanken erfüllten Taoisten hinterlassen hat. So sagt Chuang-tze<sup>9</sup>, es verhalte sich „die Erde zur Welt wie ein Haufen Steine zu einer großen Marsch und China zur Erde wie ein kleines Reiskorn zu einem großen Speicher“. Und anderthalb Jahrhundert später tritt sein System — freilich verändert und sozusagen verkümmert — wieder zutage in den Schriften des Huai-nan-tze († 122 v. Chr.).

Liu Ngan 劉安, meist unter seinem literarischen Pseudonym „der Weise vom Lande südlich des Huai“ bekannt<sup>10</sup>, ist einer der letzten großen Vertreter jener taoistischen Schule, die etwa vom 6. bis zum 1. vorchristlichen Jahrhundert vornehmlich in Südchina blühte und, durch die politischen und sozialen Verhältnisse der untergehenden Chou-Zeit in die Höhe getragen, die alte südchinesische Volksreligion und Volksphilosophie unter indischer und vielleicht auch griechischer Einwirkung zu einer kaum je wieder erreichten Höhe entwickelte<sup>11</sup>. Freilich gehört Huai-nan-tze nicht mehr zu den schöpferischen Geistern dieser Epoche; er ist vielmehr fast nur noch ein Kompilator, bei dem die Zitate bereits eine erheblich größere Rolle spielen als die eigenen Gedanken. Sein Werk, dessen Echtheit und Integrität unbezweifelt ist<sup>12</sup>, zerfällt in zwanzig Bücher, denen als einundzwanzigstes noch eine zusammenfassende Übersicht des ganzen Systems, 要略, angehängt ist. Jedes Buch

<sup>8</sup> L. c. S. 342/343.

<sup>9</sup> Chuang-tze 17 (6), 2 a/b.

<sup>10</sup> Über sein Leben vgl. Ts'ien Han-shu c. 44. Aus diesem sind die Biographien bei Meyers, Chinese Reader's Manual, no. 412, und Giles, A Chinese Biographical Dictionary, no. 1269 entnommen. Vgl. auch Wylie, Notes on Chinese Literature, S. 126; Grube, Geschichte der chinesischen Literatur, S. 165—168.

<sup>11</sup> Vgl. Conrady, China, S. 545; Erkes, Chinas religiöse Entwicklung im Zusammenhang mit seiner Geschichte (OZ 1915, S. 63).

<sup>12</sup> Die gegenteilige Behauptung bei Giles, A History of Chinese Literature, S. 72, entbehrt jedes Anhalts und ist, wie fast alle literarkritischen Aufstellungen dieses Gelehrten, einfach aus der Luft gegriffen. Auch die Vermutung Wang Chung (Forke, The Lun-heng II, 236), das Werk Huai-nan-tzes sei von seinen Schülern zusammengestellt, entbehrt jeder Begründung.

ist einem besondern Kapitel seiner Philosophie gewidmet, wengleich sich der Inhalt nicht immer vollständig mit der Überschrift in Einklang bringen läßt. Für uns ist nun das vierte Buch seines Werkes von besonderem Interesse, das unter dem Titel 墜形訓 Ti-hing-hün „Belehrungen über die Erdoberfläche“ die Quintessenz der kosmographischen, ethnographischen und naturwissenschaftlichen Anschauungen des damaligen China, insbesondere der taoistischen Kreise, kurz das taoistische Weltbild enthält.

Die Welteinteilung, die Huai-nan-tze zunächst gibt, ist offenbar dem Tsou Yen entnommen, soweit der Verlust der Originalquelle ein solches Urteil gestattet. Aber es macht den Eindruck, als hätte Huai-nan-tze diese Welteinteilung mit einer Einteilung des chinesischen Reiches verschmolzen. Wenigstens steigt er alsbald wieder vom kosmographischen Piedestal herab und beschränkt sich auf eine freilich äußerst phantastisch gehaltene Schilderung Chinas, seiner Naturprodukte und seiner Bewohner. Dann zieht er — wohl der interessanteste Abschnitt des ganzen Buches — die umwohnenden, teils wirklichen, teils legendären Völker in den Kreis seiner Betrachtung. Endlich widmet er dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreich einige Erörterungen, die allerdings reichlich mit astrologischen und alchemistischen Spekulationen verquickt sind, aber doch der Naturkenntnis der alten Chinesen ein weit günstigeres Zeugnis ausstellen, als man ihr gewöhnlich zu erteilen pflegt.

Wie Huai-nan-tzes ganzes Werk, ist auch dieses Buch weit mehr ein Mosaik aus Zitaten als eine selbständige Schöpfung. Auch diejenigen Partien, für die sich unmittelbar keine literarischen Vorbilder nachweisen lassen, machen vielfach ganz den Eindruck, als beständen sie aus Stellen, die anderwärts aus dem Zusammenhange gerissen und bunt zusammengesetzt sind. Sicherlich stammt manches davon aus Werken, die, gleich der Kosmographie des Tsou Yen, heute verloren sind. Aus der erhaltenen Literatur hat Huai-nan-tze für das vorliegende Buch natürlich vor allem das Shan-hai-king benutzt, und zwar vornehmlich die jüngeren Partien, die also zumindestens im 2. vorchristlichen Jahrhundert schon vorhanden gewesen sein müssen. Die Anordnung der Stellen, die im Shan-hai-king in geordnetem Zusammenhang, bei Huai-nan-tze aber fast willkürlich eingestreut erscheinen, schließt die Möglichkeit aus, etwa daß das Shan-hai-king aus Huai-nan-tze geschöpft haben könnte. Sodann hat Huai-nan reichlich aus dem Lü-shi Ch'un-tsu'ü 呂史春秋 des Lü Puh-wei 呂不韋 († 237 v. Chr.) entlehnt. Ferner finden sich Anspielungen auf Lao-tze, Lieh-tze, Chuang-tze, Kuan-tze, das Chou-shu u. a.; auch aus den Elegien von T'su, besonders aus K'üeh Yüans Li-sao und T'ien-wen, ist einiges entnommen.

Die textkritischen Vorarbeiten zu Huai-nan-tze liegen leider sehr im argen. Wie fast alle taoistischen Schriftsteller — mit Ausnahme von Lao-tze und Chuang-tze — hat er sich in China nur verhältnismäßig geringer Beachtung erfreut und ist anscheinend nur zweimal kommentiert worden. Der erste Kommentar rührt von

Kao Yu 高誘 her, einem sonst sehr geschätzten Gelehrten der Han-Zeit, zu dessen Glanzleistungen dieser Kommentar aber jedenfalls nicht gehört. Man vermißt nicht nur häufig die Erklärung schwieriger Ausdrücke und dunkler Wendungen, sondern Kao Yu hat sich auch fast nie die Mühe gemacht, die Parallelstellen aus den älteren Literaturwerken beizubringen. Diese empfindlichen Lücken werden auch nicht ausgefüllt durch den Kommentar, den Chuang K'uei-k'ih 莊述吉 seiner — nach der Vorrede aus dem Jahre 1788 stammenden — Ausgabe des Huai-nan-tze beigegeben hat. Seine Bemerkungen und Ergänzungen zu Kao Yus Kommentar — dem er im ganzen mehr Aufmerksamkeit zuwendet als dem Text — sind zuweilen ganz interessant, obgleich Chuang mit ermüdender Weitschweifigkeit schreibt. Zur Aufhellung sprachlicher und sachlicher Schwierigkeiten aber tragen sie fast nichts bei. Ein Hauptmangel beider Kommentare ist es auch, daß keiner von ihnen auf die Lücken und Einschreibungen aufmerksam macht, deren sich in diesem Buche augenscheinlich mehrere finden. Dagegen sind die vorkommenden Varianten stets gewissenhaft verzeichnet.

Die europäische Sinologie hat sich mit Huai-nan-tze bisher nur vereinzelt befaßt. In de Groot's Religious System of China ist zum Beispiel Huai-nan, obgleich er zu den wichtigsten Quellen für altchinesischen Volksglauben gehört, kaum einmal erwähnt. Übersetzungen in fremde Sprachen lagen bisher gleichfalls nicht vor. Denn was de Harlez in seinen „Textes Taoistes“ (Par. 1891) als Auszug aus Huai-nan-tze bietet, läßt sich auch beim besten Willen nicht einmal mehr als Paraphrase bezeichnen. Man erkennt das Original darin meist nur noch an den Namen — so weit diese nämlich nicht falsch transkribiert sind.

Der vorliegenden Übersetzung ist der Text der Shang-hai-Ausgabe Tze-shu-erh-shih-pah-chung 子書二十八種 zugrunde gelegt. Von den in den Anmerkungen angeführten Werken sind Shan-hai-king, Lü-shi Ch'un-t's'iu, Lieh-tze, Chuang-tze und Kuan-tze ebenfalls nach dieser Sammlung; Chou-shu, Muh-shu, Muh-t'ien-tze-chuan, Shui-king und Ta Tai Li-ki nach der kleinen Ausgabe des Han-Wei-t's'ung-shu zitiert. Die kanonischen Bücher sind nach der Einteilung in Legges Chinese Classics zitiert; die Elegien von Ts'u nach Versen. Für das Li-sao und die Neun Gesänge (Kiu-Ko 九歌) K'üh Yüans ist dabei die Stropheneinteilung zugrunde gelegt, der die Übersetzung von Pfizmaier (Das Li-Sao und die neun Gesänge, Denkschr. d. Kais. Akad. d. Wiss. in Wien, phil.-hist. Kl., 3. Bd., S. 161—188) gefolgt ist.

Folgende Abkürzungen sind angewandt:

- Biot = Le Tcheou-li, trad. Ed. Biot, Par. 1851.  
 Ch.Cl. = The Chinese Classics, ed. James Legge. Hongkong 1861—1865.  
 Mayers = Mayers, Chinese Reader's Manual. Ld. 1910.  
 MDG = Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.  
 MH = Les Mémoires historiques de Se-ma Ts'ien, trad. Ed. Chavannes. Par. 1895 ff.

- OZ = Ostasiatische Zeitschrift.  
 Playfair = Playfair, The Cities and Towns of China. Shanghai 1910.  
 TSCC = T'u-shu-chi-ch'eng.  
 ZDMG = Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.

#### Buch IV.

#### 陸<sup>1</sup>形訓 „Belehrungen über die Erdoberfläche“:

Was auf der Erdoberfläche zwischen den sechs Richtungen<sup>2</sup>, innerhalb der vier Endpunkte<sup>3</sup> existiert, das wird beschienen von Sonne und Mond, geleitet von den Tierkreisbildern, geordnet von den vier Jahreszeiten, geregelt<sup>4</sup> von dem T'ai-sui<sup>5</sup>. Zwischen Himmel und Erde gibt es neun Provinzen und acht Endpunkte<sup>6</sup>. Auf der Erde gibt es die neun Berge. Unter den Bergen gibt es die neun Grenzfesten<sup>7</sup>, unter den Marschen gibt es die neun Sümpfe<sup>8</sup>, unter den Winden gibt es die acht Klassen, und von Gewässern die sechs Rangstufen<sup>9</sup>.

Was heißt „die neun Provinzen“?

Im Südosten liegt Shen-chou, es wird Nung-t'u (das bebaute Land)<sup>10</sup> genannt. Gerade im Süden liegt Tze-chou, es wird Wu-t'u (das fruchtbare Land)<sup>11</sup> genannt.

<sup>1</sup> 陸 Nebenform von 地.

<sup>2</sup> Die 六合 sind Himmel, Erde und die vier Weltgegenden.

<sup>3</sup> Die 四極 erklärt der Komm. als die Endpunkte der vier Weltgegenden.

<sup>4</sup> 要 nach dem Komm. = 正 „regeln“.

<sup>5</sup> Das T'ai-sui ist nach den im Tze-tien angeführten Stellen ein unglückbringendes Gestirn (der Planet Jupiter). Es beherrscht nach dem Komm. die vier Jahreszeiten. Vgl. T'oung-pao XV, 687. — Der ganze Einleitungssatz findet sich Shan-hai-king 6, <sup>1a</sup> wörtlich wieder bis auf die beiden ersten Zeichen, für die das Shan-hai-king nur 地 setzt. Ebenso Lieh-tze 5, <sup>2b</sup> wo die Worte Yü dem Großen in den Mund gelegt werden.

<sup>6</sup> Die acht Endpunkte sind nach dem Komm. die Endpunkte der acht Weltgegenden. Vgl. Anm. 133.

<sup>7</sup> Das schwer übersetzbare Wort 塞 erklärt das Tze-tien: 國之阨險曰 | „eines Landes schwer überwindbare Naturhindernisse nennt man Sze“.

<sup>8</sup> 藪 wird von dem Tze-tien nach dem Kommentar des Erh-ya als „eine große Marsch“ (大澤) erklärt.

<sup>9</sup> Die gleiche Aufzählung findet sich Lü-shi Ch'un-t's'iu 13, <sup>1a</sup> wieder.

<sup>10</sup> Der Komm. bemerkt zu diesem Namen: „Ein Gestirn im Südosten bringt dem Ackerbau Segen. Das war Hou Ts'ih's Plan. Daher wird es Ackerbauland genannt.“ — Über Hou Ts'ih's Plan s. Shu II, 1, 18; II, 4, 1; V, 27, 8. — Shen-chou ist der von Tsou Yen aufgebrauchte Name für China (赤縣神州) cf. Shi-ki 74, <sup>1a</sup>, Meng-tze-chuan (s. d. Einleitung). Die übrigen Namen dürften wohl ebenfalls der Kosmographie Tsou Yen's entnommen sein; doch läßt sich bei dem Verlust der Quellen Genaueres darüber leider nicht feststellen.

<sup>11</sup> Der Komm. erklärt 沃 durch 盛 „überfließend, fruchtbar“. „Im fünften Monat, Kien-wu, säet und erntet man reichlich. Daher wird es ‚fruchtbares Land‘ genannt.“

Im Osten, wohin die Ströme und Gebirgsbäche fließen, wo Sonne und Mond aufgehen, da sind die Menschen von fröhlichem Aussehen, mit kleinem Kopf, großer gebogener Nase, großem Mund, Geierschultern<sup>199</sup>, Zehengang, Löchern durch die Ohren, Sehnen voll Energie. Die grüne Farbe beherrscht die Leber. Sie sind lang, groß, frühwissend und nicht langlebig. Ihr Land bringt Weizen hervor und viele Tiger und Leoparden.

Der Süden ist da, wo sich die Yang-Atmosphäre konzentriert. Hitze und Feuchtigkeit bewohnen ihn; seine Bevölkerung ist von schlanker Gestalt, gerade, aufrecht, mit großem Mund, runden Augen und Löchern durch die Ohren. Ihre Adern sind voll Blut. Die rote Farbe beherrscht das Herz. Sie sind frühreif und sterben jung. Der Boden bringt Reis hervor und viele Nashörner und Elefanten.

Im Westen ist das Hochland, woher Flüsse und Bäche kommen und wo Sonne und Mond untergehen. Diese Leute haben . . . Gesicht<sup>200</sup>, gebogenen Rücken, langen Hals, aufrechten Gang und Löcher durch die Nase. Die Haut ist wie Leder. Die weiße Farbe beherrscht die Lunge. Sie sind tapfer und kühn, aber nicht human. Das Land erzeugt Hirse und Yaks und Nashörner.

Im Norden ist es dunkel und unerleuchtet, dort, wo der Himmel geschlossen ist, wo das kalte Eis sich auftürmt<sup>200a</sup>, wo die Winterschläfer schlafen. Diese Menschen sind von zusammengeschrumpfter Gestalt, mit kurzen Beinen, breiten Schultern, abwärts gerichtetem Steißbein und Löchern durch die Geschlechtsteile. Die Knochen sind kräftig. Die schwarze Farbe beherrscht die Nieren. Diese Menschen sind stumpfsinnig und dumm wie Vögel und Tiere, aber langlebig. Dieses Land erzeugt Bohnen und viele Hunde und Pferde.

Die Mitte hat vierfachen Verkehr, wo Winde und Lüfte einander durchdringen, wo Regen und Tau sich sammeln. Die Leute haben große Gesichter, kurzes Kinn, schönen Bart, schlechtes Fett und Löcher durch den Mund. Die Haut ist fleischig. Die gelbe Farbe beherrscht den Magen. Sie sind klug, gescheit und friedliebend. Das Land bringt Getreide hervor, viele Ochsen und Schafe und die übrigen der sechs Haustiere.

Das Holz überwindet die Erde, die Erde das Wasser, das Wasser das Feuer, das Feuer das Metall, das Metall das Holz. Daher wächst das Getreide im Frühling und stirbt im Herbst. Die Bohnen wachsen im Sommer und sterben im Winter.

<sup>199</sup> Mit hochgezogenen Schultern.

<sup>200</sup> Vor 面 muß ein Adjektiv fehlen, wie die vorhergehenden und nachfolgenden Parallelsätze zeigen.

末 wird vom Komm. durch 脊 „Rückgrat“ erklärt, in welcher Bedeutung es aber sonst nicht belegt ist. Die Stelle scheint verderbt. Die Bedeutung „Glieder“ hat 末 auch sonst, so Tso-chuan X, 1: 風淫末疾 „der Wind ruft Gliederkrankheiten hervor“; cf. Tze-tien s. v. 末.

<sup>200a</sup> S. Anm. 131.